

Nidwalden quo vadis? : Diskussion am runden Tisch

Autor(en): **Hug, Christian / Odermatt, Leo / Schleifer, Karin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **153 (2012)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1030057>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Diskussion am runden Tisch

Nidwalden quo vadis?

Wir gehen immer mit der Zeit. Aber wohin? Was wollen wir?
Und was nicht? Eine Standort-Bestimmung mit Aussichten.

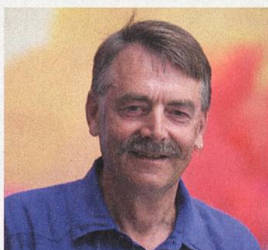
Text: Christian Hug
Bilder: Silvan Bucher



Wer bei der Ausfahrt Stans Nord ab der Autobahn fährt, erhält in dieser Reihenfolge den ersten Eindruck von Nidwalden: eine Tankstelle mit Migros-Laden, ein Drive-in-Burger-King, ein gigantisches Einkaufszentrum, eine überdimensionale Kreuzung, hässliche Lärmverbauungen und eine Leuchtreklame von Lidl. Ist das noch Nidwalden? Oder ist das schon banalste Grossstadt-Agglomeration? Wo ist das Nidwalden, das die Nidwaldner so lautstark lieben? Wohin entwickelt sich unser Kanton? Und was macht uns Nidwaldner eigentlich zu Nidwaldnern?

Reinhard: Es gibt verschieden Gruppen von Nidwaldnern. Es gibt die wirklich wahren Nidwaldner und die Secondo-Nidwaldner, wie ich einer bin. Mein Vater wanderte in den Sechziger-Jahren von Horw nach Hergiswil ein. (Gelächter). Doch, er ist damals eingewandert... denn im Vergleich zu heutigen Einwanderern wird bloss die Distanz grösser. Mein Vater gehört der Generation an, die den Kanton so veränderte, wie er heute ist. Ich habe diese Veränderung miterlebt. Und ich fühle mich als Nidwaldner!

Der Länderpark ist wahrscheinlich ein wichtiger Punkt in der neueren Entwicklung Nidwaldens. Er war in den Achtzigern ein Zeichen von gross, städtisch und agglomeristisch. Er hat sich zwischenzeitlich den neuen Verhältnissen angepasst. Für andere ist Nidwalden nur echt vor der Zeit der Einwanderung. Aber das ist, wie mein Beispiel zeigt, sehr relativ.



**Leo Odermatt, 63,
Dr. oec. HSG, Stans**

Als Gründungsmitglied des Demokratischen Nidwalden war er lange Jahre Regierungsrat und

setzte sich dort erfolgreich für das Gesundheitswesen ein. Er ist passionierter Hobby-Historiker.

Odermatt: Das stimmt. Bis etwa 1900 war Nidwalden sehr abgeschieden, auch die Dörfer lebten in ihrer eigenen Welt. Sonst wäre es gar nicht möglich gewesen, dass sich selbst dort unterschiedliche Dialekte bis heute gehalten haben. In der Abgeschiedenheit von Nidwalden entstanden Eigenheiten in Sprache und Religion, zum Beispiel spielt bei uns in den katholischen Riten das Weihwasser eine vergleichsweise grosse Rolle.

Auch wenn es schon immer Einflüsse gab durch die Handelsbeziehungen mit Norditalien: Die grossen Veränderungen begannen mit der Eröffnung der durchgehenden Autobahn. Sie war einer der Hauptgründe, weshalb sich von 1950 bis 2000 die Nidwaldner Bevölkerung verdoppelte. Das wiederum führte zu grundlegenden Veränderungen, zum Beispiel in der Einstellung zur Landsgemeinde. Diese war am Ende der 1990er-Jahre nur noch für die regierenden Parteien ein Mythos, entsprach aber längst nicht mehr der tatsächlichen Haltung der Bevölkerung zu dieser Institution.

Flury: Die Autobahn wurde damals sehr euphorisch begrüsst, wie übrigens in der ganzen Schweiz. Nach dem Krieg hatte man das Gefühl: Jetzt geht es endlich aufwärts. Nidwalden wollte aus der Abgeschiedenheit ausbrechen. Stans machte sich 1963 an eine neue, sehr grosszügige Zonenplanung, man rechnete mit 10'000 Einwohnern bis im Jahr 1980, der ganze Stanserboden galt als Bauzone mit einem cleveren Verkehrskonzept, mit Schulen und so weiter. Nur: Dieses



**Karin Schleifer, 43,
Historikerin,
Stans**

Als stellvertretende Staatsarchivarin und Vorstand des Historischen Vereins verfügt sie über ein

profundes Geschichts-Verständnis.

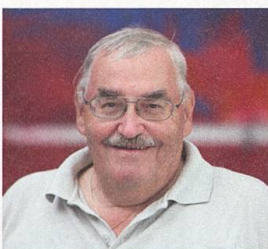


Das Gespräch fand im Atelier des Künstlers Jörg Niederberger in Dallenwil statt.

Konzept wurde nicht von Nidwaldnern entworfen, sondern man holte dafür den ETH-Professor Kuster. Ist das nidwaldnerisch? Auf alle Fälle war man begeistert. Wie weit jedoch die damals Alt-ingesessenen mit dem neuen Denken Schritt halten konnten, ist eine andere Frage.

Schleifer: Die Euphorie über die Autobahn hielt ja dann auch nicht lange.

Reinhard: Spätestens bis 1980 der Seelisbergtunnel eröffnet wurde. Da kippte die Stimmung.



**Werner Flury, 72,
Redaktor im Ruhestand,
Stans**

Jahrzehntelang leitete und prägte er Nidwaldner Zeitungen, er ist ein

Lokaljournalist, wie er im Buche steht, und «über alles informiert».

Odermatt: Das war der naive Glaube an die moderne Zeit. Man meinte, Nidwalden könne dabei sein, ohne dass sich im Land etwas ändere, darum auch die Enttäuschung. Natürlich, eine Autobahn ist super, wir sind schnell in Luzern, Zürich oder im Tessin. Fast alle erhofften sich diese Vorteile, verdrängten aber Landverschleiss, Lärm und andere Folgen.

Flury: Die Gemeinden Buochs und Beckenried stimmten dem Ausbau der Bahn nach Engelberg nur zu unter der Bedingung, dass sie im Gegenzug die Autobahn bekamen.

Schleifer: Für mich beginnt die Zeit der Veränderung eher mit den Pilatus-Flugzeugwerken und dem Militärflugplatz in den 1930er-Jahren. Damals kamen zwar nicht so viele Zuzüger, aber das waren vermehrt auswärtige Protestanten. Da mussten sich die Einheimischen mit anderen Bewohnern und anderen Mentalitäten auseinandersetzen. Nur Menschen können Identität



Jörg Niederberger: «Ich habe mich bewusst für Nidwalden entschieden.»

definieren, bewahren und weitergeben. Das kann keine Politik. Ausser zum Beispiel die Denkmalpflege. Aber im Bereich Volkskultur müssen das die Jungen wollen, leben und weitergeben und definieren: «Das ist uns wichtig – und dies nicht».

War der ganz grosse Einschnitt nicht 1798, als die Franzosen neue Ideen von Freiheit, Bürgertum und Religion ins Land brachten? Nidwaldner opferten ihr Leben, um nicht Teil dieser Veränderung sein zu müssen, die ganz Europa auf den Kopf stellte.

Schleifer: Ja, das war ein grosser Einschnitt und ein abrupter vor allem. Die meisten gesellschaft-

lichen Veränderungen spielen sich aber über längere Zeiträume ab. Schlussendlich kann man sich darüber streiten, welche abrupten oder langsamen Veränderungen die aktuelle Gesellschaft am meisten geprägt haben.

Bürgi: Als mein Mann und ich darüber nachdachten, von Zug nach Nidwalden zu ziehen, wurden wir von allen Seiten gewarnt, sogar von Luzernern: Überallhin, nur nicht nach Nidwalden! Dort sei man total hinter dem Mond, und *fremdi Fetzle* seien nicht willkommen. Das war vor gerade mal 30 Jahren... Die Realität sah dann aber ganz anders aus: Wir wurden herzlich aufgenommen und fühlten uns schnell heimisch. Nach einem Jahr habe ich an der Dallenwiler Dorfchilbi mitgeholfen: Ich war die einzige Helferin im Bierzelt, die nicht Odermatt hiess. Heute leben in Dallenwil Menschen aus 13 verschiedenen Nationen.

Und was lernen wir daraus?

Bürgi: Dass Nidwaldner entgegen ihrem Ruf durchaus offen sind für Neues. Und dass man sich als Zuzüger sehr wohl in diese Gemeinschaft integrieren kann. Aber man muss etwas dafür tun, der Neue muss den ersten Schritt machen. Wer auswärts arbeitet und nur in Dallenwil wohnt, um dort zu schlafen, wird sich nie integrieren.

Reinhard: Auch das ist eine der verschiedenen Nidwaldner Welten, dass es auch zugezogene Nidwaldner gibt, die sich gar nicht integrieren



**Verena Bürgi, 63,
Geschäftsleiterin,
Dallenwil**

Die ehemalige Gemeindepräsidentin von Dallenwil ist als Landratspräsidentin für die CVP zurzeit die politisch höchste Nidwaldnerin.

wollen. Es gibt aber auch das Umgekehrte: Hergiswil gilt als klassisches Schlafdorf. Trotzdem ist Hergiswil sehr aktiv, es finden viele Anlässe statt, fast bis zum Abwinken. Da kann Stans wahrscheinlich fast schon nicht mehr mithalten. Auch in Hergiswil kann man einheimisch werden und den Kanton mitgestalten. Aber es gibt eben auch die andere Welt, solche, die nur in Hergiswil schlafen.

Odermatt: Einwanderung ist für Nidwalden ein ganz junges Phänomen. Die Migration fand bis zum zweiten Weltkrieg umgekehrt statt. Zwei meiner Grossonkel zum Beispiel wohnten in Kriens und waren begeisterte Mitglieder im Unterwaldner-Verein der Stadt Luzern. Als ob sie in Amerika wohnen würden. Dieser Verein existierte übrigens bis vor wenigen Jahren. Heute lachen wir über solche Vereine.

Reinhard: Solche Vereine sind allerdings kein spezifisch nidwaldnerisches Phänomen. Man schaue sich nur all die italienischen, spanischen und portugiesischen Centros an...

Odermatt: Zur oft von Neid geprägten Haltung vieler Nidwaldner gegenüber Hergiswil möchte ich noch anmerken, dass diese Gemeinde die einzige ist, die sich bewusst für Nidwalden entschieden hatte. Das Dorf wollte in der Mediation 1815 zu Luzern wechseln, blieb dann aber doch bei Nidwalden – während der Kanton zur gleichen Zeit Engelberg *verlöffled hed*.



**Klaus Reinhard, 46,
Architekt,
Hergiswil**

Er setzt sich beruflich intensiv mit Siedlungsfragen auseinander, war

Gemeinderat in Hergiswil, ist heute Landrat für die FDP.

Niederberger: Heimatvereine schaffen aber auch Heimat: Mein Urgrossvater kam als Bauer von Deutschland zurück nach Stans und schuf sich ein neues Heimet in Küssnacht am Rigi. Ich selber bin bei meinen Eltern in der Stadt Luzern aufgewachsen. Mein Vater war Mitglied im Luzerner Jodlerklub Pilatus. An Folklore-Festen wurde ich in eine Nidwaldner Tracht gesteckt, und wenn wir einen Ausflug auf die Rigi unternahmen, zeigte mein Grossvater Richtung Engelbergertal und sagte: Da kommen wir her. Heute lebe ich in Niederrickenbach. Und dass ich mich aus freien Stücken dazu entschieden habe, macht mein Leben hier nur noch schöner.

Reinhard: Das ist ein spezieller Aspekt der Nidwaldner, die schon immer hier wohnten: Oft sind sie offener im Geist, als diejenigen, die meinen, sie seien offen. Wie die Zürcher zum Beispiel.

Niederberger: Das stimmt. Ich habe mich bewusst für Nidwalden entschieden. Es ist ein wunderbares Gefühl, zu dürfen und nicht zu müssen. Obwohl ich sehr gerne hier lebe, wäre es für mich das Schlimmste, nicht weggehen zu können, wenn ich das möchte. Ich arbeite oft in Zürich, wo ich mit meinem Subaru als Nidwaldner wahrgenommen werde, während man mich hier oft als *Nid-Häsige* empfindet.

Flury: Integration hat nicht nur mit Zuzüglern und Einwanderern zu tun, das fängt schon im ganz Kleinen bei uns an. Mit der heutigen



**Jörg Niederberger, 54,
Künstler,
Niederrickenbach**

Als bildender Künstler nimmt er kein Blatt vor den Mund. Er entwickelt

auch ganzheitliche Farbkonzepte für Wohnsiedlungen in der Schweiz.

Mobilität und den auswärtigen Arbeitsplätzen vernachlässigen viele Einheimische ihr eigenes Dorf, sie pflegen mehr Kontakte auswärts.

Schleifer: Und die Jungen, die ein Studium anfangen, finden es toll, in die Stadt zu gehen, weil dort mehr los ist. Und einige kommen später wieder zurück.

Flury: Wobei das nicht sehr viele sind.

Immerhin wird unser offener Geist auch nach aussen getragen...

Reinhard: So oder so, wir sind ein kleiner Kanton, man kennt ausserhalb zu wenige Nidwaldner. Und wenn dann mal im Tages-Anzeiger oder in der NZZ etwas über Nidwalden steht, dann geht es entweder ums Steuerparadies oder um Abstimmungsergebnisse. Aus letzteren wird in der Regel geschlussfolgert, dass wir ein engstirniges Volk seien.

Wahrnehmung von aussen

Bürgi: Für mich äussert sich dieser Umstand am offensichtlichsten im Tourismus: Stanserhorn bei Luzern. Das bedeutet doch, dass man nicht weiss, wo Stans ist.

Niederberger: Speziell dieser Slogan ist doch bloss eine Marke, so wie wir auch Werbung damit machen, dass Stans nahe beim KKL liegt.

Flury: Ich war damals mit in der Kommission, die den Slogan «Stanserhorn bei Luzern» kreierte. Meine Frau regt sich immer auf, wenn sie das hört.

Aber das war ein reiner Werbe-Entscheid. Abgesehen davon: Wenn wir in Italien gefragt werden, wo wir herkommen, was antworten wir dann? Wir sagen: Aus der Schweiz, in der Nähe von Luzern.

Odermatt: Diese Vorurteile von ausserhalb sind mir erst richtig aufgefallen, als ich in St.Gallen studierte. Damals entdeckte ich, dass die St.Galler ein ähnliches Bild vom Appenzell haben wie die Luzerner von Nidwalden. Aber solche Vorurteile sind universal, die werden unter verschiedenen Gruppen auf der ganzen Welt gepflegt. Die Deutschen zum Beispiel sagen, wir Schweizer seien verschlossen. Bis sie Schweizer kennenlernen, dann finden sie, dass wir Schweizer lustiger sind als die Deutschen.

Niederberger: Die Hartnäckigkeit, mit der sich solche Vorurteile gerade bei uns halten, hat wohl auch etwas mit unserer Topografie zu tun: Ich habe eine Zeitlang in London gelebt. Da war ich locker eine Stunde unterwegs, um eine Ausstellung zu besuchen, aber ich blieb immer noch in der City. Wenn ich von Niederrickenbach aus eine Stunde unterwegs bin, komme ich fast bis nach Basel. Wir Nidwaldner empfinden uns als abgelegen, obwohl wir sehr zentral gelegen sind und die Verkehrswege sehr gut ausgebaut sind.

Schleifer: Mein Hausarzt ging kürzlich in Pension und fand trotz Inseraten und persönlichen Kontakten keinen Nachfolger für seine Praxis. Die Argumente für die Absagen waren irrational: Nidwalden wurde als abgelegen, hinter dem Mond oder am Ende der Welt wahrgenommen. Was ja überhaupt nicht stimmt. Wir sind nicht abgelegen, im Gegenteil: Wir sind sehr schnell in Ski- und Wandergebieten ebenso wie in Zug und Zürich.



Niederberger: Und im Tessin. Wir vergessen bei unserer Anbindung an die Nord-Süd-Achse immer wieder die Öffnung Nidwaldens nach Süden, Richtung Tessin.

Odermatt: Das realisieren aufgeweckte Auswärtige oft schneller als Einheimische. Ich kam vor einiger Zeit auf dem Stanserhorn mit einem Amerikaner ins Gespräch, der in Giswil Ferien machte. Auf die Frage: Warum denn ausgerechnet im gottverlassenen Giswil? meinte er: Diese Gegend ist das Zentrum von Europa. Von hier aus sind wir schnell in Paris, Rom oder München.

Schleifer: Verkehrstechnisch sind wir «bei den Leuten», aber im Kopf noch nicht. Und zwar beide Seiten, die Nidwaldner und die anderen. Sonst gäbe es diese Vorurteile schon lange nicht mehr.

Niederberger: Meine Frau stammt aus Dänemark. Wenn wir Besuch von Verwandten kriegen, dann sind die immer bass erstaunt, wie unglaublich schnell man von der Stadt Luzern und von der Autobahn mitten in der «Einöde» Niederrickenbach landet. Dieser Landschaftswechsel auf kleinem Raum ist ein unglaubliches Kapital für Nidwalden. Die Zuzüger nehmen das vielleicht eher wahr als die Einheimischen.

Schleifer: Ist vielleicht auch besser, sehen das nicht alle gleich, sonst kämen noch viel mehr.

Die Siedler machen Druck

Odermatt: Das haben tatsächlich viele Auswärtige gemerkt und sind nach Nidwalden gezogen.

Ein ganz pessimistisches Szenario dieses Trends ist, dass wir Opfer unseres eigenen Erfolgs und somit vertrieben werden könnten. Das hat natürlich auch mit unserer Steuerpolitik zu tun. Viele Zuzüger verursachen einen immer grösser werdenden Druck auf die Landpreise und somit auf die Mietkosten. Ich bin überzeugt, dass dieser Druck sehr extrem zunehmen wird. Ohne Gegensteuer droht uns wie in Zug die Gefahr, dass sich eine Mittelfamilie in Nidwalden weder ein Haus noch eine Wohnung leisten kann.

Reinhard: Das haben wir in Hergiswil bereits.

Schleifer: Ich hoffe, dass mit Beckenried diese Kehrtwende angefangen hat. Letzten Herbst lehnte das Stimmvolk den Antrag des Gemeinderates ab, den Steuerfuss der politischen Gemeinde zu senken: Weil die Gemeinde verschuldet ist und vor allem weil man in letzter Konsequenz steigende Immobilienpreise befürchtet.

Bürgi: Diesen Druck auf die Mieten spüren wir auch in Dallenwil. Hier ist Bauland noch günstiger zu haben als in Stans und den Seegemeinden. Deshalb bauen inzwischen viele Nidwaldner in Dallenwil, weil sie sich hier das Land noch leisten können. Das aber verknappt die Landreserven. Man kann sagen, dass der Siedlungsdruck in Nidwalden die Jungen ins Tal schwemmt...

Niederberger: ...und vom Tal die Berge hoch. Ein Atelier wie meines in Büren könnte ich mir in Stans schon nicht mehr leisten

Reinhard: Meines Erachtens ist die Steuerpolitik zweitrangig, denn letztlich achtet die grosse Mehrheit aller Bürger mehr darauf, was am Ende





Niklaus Reinhard: «Stans ist wie eine Stadt. Vielleicht will man das nicht wahrhaben.»

des Jahres real an Franken übrig bleibt, als was man an Steuern gespart hat. Ich glaube aber, dass man sich sehr wohl gegen den Siedlungsdruck wehren kann. Dazu muss man verstehen, dass Siedlung sehr viel mit Verkehr und mit Massen von Menschen zu tun hat. Orte, wo Massen, also viele Menschen sind, kann man auf einer Landkarte mit einem Filzstift einzeichnen. Wenn es zwischen zwei Masse-Punkten einen Austausch gibt mit Autobahnen oder Zugverbindungen, treffen sich die beiden Massen naturgemäss irgendwo in der Mitte. So entstehen neue Dörfer, neue Städte. Sihlbrugg und Spreitenbach sind so entstanden als «Treffpunkt» zwischen den Massen Zürich und Zug beziehungsweise Zürich und Baden. Das Rontal als «Treffpunkt» zwischen den Massen Zug und Luzern erlebt zurzeit einen gewaltigen Siedlungsdruck. Das Problem ist nun, dass man nie mit Sicherheit voraussagen kann, wo diese neuen Dörfer und Städte entstehen werden. Das ist das Problem der Raumplaner. Das sind echt *armi Siechä*.

Nun haben wir die beiden Massen Luzern und Stans oder sagen wir: Luzern und Nidwalden. Unsere Dörfer wachsen, die Massen treffen sich, und

die Raumplaner können keine präzisen Prognosen entwickeln. Aber genau das ist die Diskussion, die wir zurzeit mit dem vorliegenden Raumplanungskonzept führen müssen.

Meine Behauptung ist nun: Man kann diese Siedlungs-Entwicklungen steuern. Und zwar über die Verkehrswege. Zum Beispiel den Fahrplan der Zentralbahn reduzieren und die Autobahn verengen. So würde Nidwalden verkehrstechnisch unattraktiv, der Siedlungsdruck würde nachlassen. Aber das wären massive Eingriffe. Und ob die Nidwaldner diese Selbsteinschränkung befürworten würden, steht auf einem ganz anderen Blatt.

Die Planung geht jedoch in die umgekehrte Richtung: Mehr Züge, mehr Strassen, tiefere Steuern. Damit will man neue Firmen und potente Steuerzahler nach Nidwalden holen.

Reinhard: Nidwaldner Politiker waren Pioniere in der Strategie der tiefen Steuern, das haben die sehr schlaue ausgedacht. Heute bezahlen in Hergiswil rund zwanzig Steuerzahler mehr als

die Hälfte des gesamten Steuereinkommens. Wenn die wegziehen würden, hätte Hergiswil ein grosses Problem.

Anders sehe ich die Strategie, neue Firmen nach Nidwalden zu holen: Briefkastenfirmen generieren keine Arbeitsplätze. Und manche Firmen kommen nur aus diesem einen Grund, weil es eben steuergünstig ist. Die gehen in der Regel nach zehn Jahren wieder weg an einen anderen, noch günstigeren Ort. Das war zum Beispiel in Neuenburg der Fall, den grossen Pionieren der Ansiedlungspolitik. «Wanderfirmen» bringen Nidwalden nicht weiter.

Flury: Da gehe ich mit dir einig, Klaus. In letzter Zeit beobachtete ich eine Tendenz, die vielleicht auch eine Auswirkung des Siedlungsdrucks ist: Alte Leute aus den Aussengemeinden ziehen nach Stans. Hier ist es flach, man kann flanieren oder Velo fahren. Hier gibt es den Länderpark und ein Kulturangebot, öffentlichen Verkehr und vor allem das Spital. In Stans gibt es übrigens noch immer keine Alterswohnsiedlung, da sind wir *schwär hinnedri*. Wohnungen mit Lift sind sehr beliebt: In der Neubausiedlung Kohlgraben zum Beispiel sind kaum Luzerner eingezogen, sondern Stanser im gesetzten Alter, die die Vorzüge eines Lifts zu schätzen wissen. Sowie Beckenrieder, Wolfenschiesser und viele Hergiswiler.

Reinhard: Das können wir in Hergiswil im Buolterli beobachten: Die älteren Leute ziehen alle Weg, dort vollzieht sich zurzeit ein kompletter Bewohner-Wechsel.

Medizin, Kultur und Infrastruktur: Der Umzug älterer Nidwaldner nach Stans zeigt, dass unser Hauptort in eine Zentrumsfunktion hineinwächst, die man bisher eher Städten wie Luzern oder Zürich zugeschrieben hat. Das ist neu im Gefüge der Nidwaldner Gemeinden.

Reinhard: Stans ist wie eine Stadt. Vielleicht will man das nicht wahrhaben, und *dezue häre* stehen die Stanser auch noch politisch eher links im Vergleich zum Rest des Kantons. Aber das ändert nichts daran, dass Stans jetzt schon ein Zentrum ist.

Schleifer: Ich glaube nicht, dass der Zuzug älterer Menschen für Stans ein wirtschaftliches oder politisches Problem wird. Es sind ja meistens nicht die Ärmsten, die nach Stans zügeln, denn hier sind die Mieten und die Lebenskosten höher als anderswo.

Flury: Ich sehe das Problem auch eher in den Gemeinden, aus denen die Leute wegziehen. Für Wolfenschiessen oder Emmetten sind die Wachstumsprognosen jetzt schon praktisch Null. Ich habe gehört, dass in Wolfenschiessen von allen unterrichtenden Lehrern nur noch zwei im Dorf selber leben.

Bürgi: Dieser Wandel ist auch ein Ausdruck der Werte, nach denen wir heute unser Leben führen. Wir leben nicht mehr in einer Grossfamilie, wir brauchen mehr Wohnraum, wir dehnen uns immer weiter aus. Das kann man sogar in den bäuerlichen Kreisen in Dallenwil und im Engelbergertal beobachten. Man bleibt auch nicht mehr unbedingt in dem Dorf wohnen, in dem man aufgewachsen ist.

Dann ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis in Stans das erste Kino eröffnet, ein Nidwaldner KKL und ein Park für alte Menschen?

Niederberger: Ich glaube, das braucht es nicht. Es gibt ja bereits ein KKL in Luzern.

Reinhard: Nicht mal die Zürcher müssten sowas bauen, wenn sie merken würden, dass das KKL quasi vor ihrer Haustüre bereits existiert.

Niederberger: Ein Jugendhaus und eine Alterssiedlung sind viel wichtiger für Stans. Das sind grosse, teure Sachen und als solche Zentrumsaufgaben. Ich denke diesbezüglich auch zentralschweizerisch. Für mich ist zum Beispiel klar, dass sich Nidwalden am KKL finanziell beteiligen sollte, weil das KKL in der Zentralschweiz eine Zentrumsfunktion innehat. Umgekehrt sehe ich, wie verhältnismässig teuer es ist, Infrastruktur zu schaffen oder zu erhalten, wenn es nur so wenige Einwohner gibt wie in Niederrickenbach. Und auch wenn ich jetzt in ein Fettnäpfchen trete: Da staune ich über die Rappenspalter-Mentalität von uns Nidwaldnern: Wir sind zwar offen für jegliche Unterstützung von Bund und Kanton, aber kaum bereit, dafür im Sinne einer überregionalen Aufgabenteilung eine Gegenleistung zu erbringen. Zum Beispiel offen zu sein für neue Ideen oder für Leistungen, die der Kanton für alle Gemeinden erbringt. Beispielsweise, dass mehrere Gemeinden gemeinsam ein Schulhaus führen; vielleicht sogar mit überregionalen Angeboten und Leistungen. Angesichts des herrschenden Siedlungsdrucks in Nidwalden, sollten die Gemeinden dringend anfangen, verschiedene Aufgaben untereinander aufzuteilen. Der Kanton zahlt, aber die Gemeinden bleiben Einzelkämpfer.

Bürgi: Da bin ich etwas skeptisch. Wenn Stans Zentrumsfunktionen übernimmt, dann halst sich der Hauptort nicht nur Lasten auf, er verschafft sich auch neue Vorteile, die kleine Gemeinden nie erreichen können. Das Kollegi zum Beispiel, das über die Kantonsgrenzen hinaus einen guten Ruf genießt. Deshalb finde ich es eher schwierig, wenn Stans Zentrumsfunktionen übernimmt und dann den anderen Gemeinden sagt: Jetzt müsst ihr euch beteiligen.

Odermatt: Solche Diskussionen habe ich in meiner Zeit als Politiker auch interkantonal erlebt. Aber das sind zwei verschiedene Diskussionen. Das eine sind Zentrumsfunktionen und Angebote. Das andere ist deren Finanzierung. Und da klemmt es immer. Bei klar geregelten Themen wie zum Beispiel der medizinischen Versorgung ist es einfacher, eine Lösung zu finden. Zum Beispiel konnten wir mit dem Kantonsspital Luzern eine Vollkosten-Regelung für Nidwaldner entwickeln. Aber wenn es um soziale oder kulturelle Themen geht, die man nicht genau berechnen und beziffern kann, wird es kompliziert. Da ist Streit praktisch vorprogrammiert.

Flury: Wo doch Streit gar nicht nötig wäre. Wir sollten nie vergessen, dass Nidwalden nur aus elf kleinen Gemeinden besteht, da ist Gegockel überflüssig. Dass Stans seine Zentrumsfunktionen wahrnimmt, finde ich richtig. Mir fehlt in dieser Entwicklung eher das starke Wort der Kantonsregierung. Da war dieses wunderbare Konzept vom Eichli als zentrale Sportanlage des Kantons mit Eishockeyfeld und Schwimmbad und allem drum und dran, aber die Wolfenschiesser monierten, dass sie doch nicht nach Stans zum Baden kämen. Derweil haben die Oberdörfler ein eigenes Schwimmbad gebaut. Das Resultat ist das reduzierte Eichli, wie es heute existiert. Da hätte die Kantonsregierung ein Machtwort sprechen sollen. Ich bin mir deshalb auch gar nicht so sicher, ob sich das geplante Jugend- und Kulturhaus in Stans tatsächlich als kantonales Jugendzentrum entwickeln kann.

Reinhard: Einen grossen Wurf wie das KKL in Luzern oder wie es das Eichli hätte werden können, das gibt es in Nidwalden nicht. Die letzten



grossen Projekte in Nidwalden waren die Stanserhornbahn, die Zentralbahn und die Autobahn. Der Rest basiert auf Eigeninitiativen. Von denen gibt es zwar erfreulich viele wie das Lakeside in Hergiswil, die Stanser Musiktage oder die vielen Landtheater. Aber der Kanton setzt keine markanten Punkte.

Odermatt: Er schafft es nicht mal, alle seine Verwaltungen in einem Gebäude zusammenzuziehen, obwohl man so viel effizienter arbeiten könnte. Der Kanton ist kein Selbstläufer, über dessen Unvermögen wir jetzt jammern. Der Kanton besteht aus uns, er ist eben das kumulierte Denken von elf Gemeinden, das im Landrat extrem stark zum Ausdruck kommt.

Reinhard: Obwalden zum Beispiel hat das begriffen, zumindest in der Kultur: Dort hat der Kanton das Volkskulturfest Obwald initiiert, das jetzt in der ganzen Schweiz wahrgenommen wird und viel Goodwill schafft für Obwalden.

Odermatt: Der Kanton sollte auch vermehrt Forderungen an Förder- und Unterstützungsgelder koppeln. Ich finde es zum Beispiel fatal, wie der Kanton landwirtschaftliche Wohnbausanierungen ohne denkmalpflegerische Konzepte und Auflagen unterstützt. Da geht sehr viel historische Bausubstanz verloren und somit auch etwas Identitäts-Schaffendes.

Können Gemeinden überleben?

Bürgi: Die Gemeinden grenzen sich gegeneinander ab. Erst kürzlich wurde die Fusion der Feuerwehren Stans und Stansstad von den Stans-

staden abgelehnt. Auch das Projekt Oberstufenschulhaus Engelbergertal, mit dem Dallenwil, Oberdorf und Wolfenschiessen ein gemeinsames Schulhaus gehabt hätten, kam nicht zustande. Und der Kanton hält sich bei solchen Diskussionen raus, weil er den Gemeinden nicht auf die Füsse trampeln will.

Flury: Die Gemeindeversammlung in Oberdorf zum Projekt Oberstufenschulhaus Engelbergertal war die schlimmste, die ich in meiner ganzen Journalistenkarriere je erlebt habe. Wie die Oberdörfler den Wolfenschiessern und Dallenwilern *Schletterlig aaghänkt hend*, das war himmeltraurig.

Reinhard: In diesem Zusammenhang ist es erwähnenswert, dass man im Landrat nicht nach Partei zusammensitzt, sondern nach Gemeinden. Das ist ein Ausdruck davon, dass wir sehr gemeindeautonom funktionieren. Wenn ich das auswärts erzähle, wundern sich immer alle.

Flury: Das stimmt. Nach meinen Kenntnissen war Norbert Bischof der einzige Landrat, der sich während den 35 Jahren nicht an die Sitzordnung hielt.

Odermatt: Die Nidwaldner standen bei der Entstehung der modernen Schweiz im Abseits. Sie waren gegen den Bundesstaat von 1848 und gegen die Neuordnung der Kantone in politische Gemeinden. Sie wehrten sich lange dagegen, neue politische Gemeinden anstelle der bisherigen Ürten zu definieren. Damals gab es noch keine Parteien, die Volksvertretung definierte sich über die Ürten.

Reinhard: Der Gemeindegeist ist in der Schweiz ausgeprägt, genauso der Kantönligeist. Unser



Föderalismus ist sehr gründlich und schlaue durchdacht. Er hat den grossen Vorteil, dass man bei Entscheiden sehr nahe am Volk ist.

Schleifer: Der Gemeindegeist hat ja auch sein Gutes. Ich glaube, er bringt mehr Vorteile als Nachteile.

Niederberger: Aber ob der Föderalismus diese Feingliedrigkeit haben muss? Hier kann man sich ereifern, wenn der Vorschlag kommt, alle 41'000 Nidwaldner unter eine Regierung zu stellen. In Luzern mit seinen 377'000 Einwohnern klappt das ja auch problemlos. Ich finde, man sollte in Regierungsfragen mehr Wert auf Effizienz legen. Ein Bauer achtet beim Bewirtschaften seines Hofes ja auch auf Effizienz. Wieso gesteht er diese nicht auch seinem Kanton zu?

Bürgi: Weil es mir als Bürger viele Vorteile bringt, wenn ich mich mit meinen Anliegen und Problemen an die Gemeindeverwaltung wenden kann. Man kennt mich dort, man nimmt mich ernst. Wenn ich in Stans ein Anliegen habe, muss ich mich zur richtigen Stelle durchfragen.

Odermatt: Die Mentalität einer Bevölkerung, die über Generationen am gleichen Ort aufgewachsen ist, kann nicht so leicht geändert werden. Klar könnte man das Gemeindegewerk, den Kleinkram und so, auch einfacher organisieren. Aber ich unterstütze die Gemeindeautonomie. Das Gegenteil davon habe ich am extremsten erlebt, als ich in Süditalien in einem Erdbebengebiet arbeitete. Dort hatte zentralistisch die Hauptstadt der Region das Sagen, und die Peripherie hatte nichts, rein gar nichts zu sagen. Kein Werkzeug, kein Material, keine Feuerwehr. Und folglich auch keine Eigeninitiative.

Bürgi: Vielleicht zerfällt die Gemeindeautonomie eines Tages von alleine. Es wird nämlich immer schwieriger, Leute zu finden, die bereit sind,

quasi ehrenamtliche Arbeit für ihre Gemeinde zu leisten. Mit dieser Entwicklung haben aber alle Schweizer Gemeinden zu kämpfen.

Flury: Eine mögliche Lösung wäre, den Gemeinderat wie einen Verwaltungsrat aufzustellen. Heute müssen Gemeinderäte Entscheide fällen, die sie überfordern, zum Beispiel ob jemand nun Alkoholiker ist oder nicht. Und sie müssen Arbeiten erledigen, die sie von einer seriösen Entscheidungsfindung abhalten, zum Beispiel Schnurgerüste selber abnehmen. Wäre der Gemeinderat wie ein Verwaltungsrat definiert, könnte dieser Entscheide fällen und die Ausführung derselben einem entsprechenden Amt überlassen. Genau diese Ämter aber sollten die Gemeinden gemeinsam führen, zum Beispiel ein gemeinsames Bauamt für das Engelbergertal mit einem einzigen Bauchef, der dafür auch Erfahrung hat in diesen Dingen. Somit wäre das Amt des Gemeinderates wieder attraktiv, und die Gemeinden könnten darüber hinaus effizient zusammenarbeiten.

Schleifer: Vielleicht müsste man in den Gemeinden bei der Suche der Kandidaten für Räte das Parteilose mehr fördern. Sehr viele Leute können sich nicht mehr mit Parteien oder deren Gedankengut identifizieren.

Reinhard: Es sind aber in aller Regel ausgerechnet die Parteien, die sich die Mühe machen, Nachfolger für Ämter zu suchen. Sie übernehmen damit auch Verantwortung.

Bürgi: In Dallenwil fördern wir die Parteilosen schon lange. Die meisten schliessen sich aber früher oder später derjenigen Partei an, die sie unterstützt hat.

Odermatt: So oder so: Der Kanton wird in Zukunft eine immer grösser werdende Rolle spielen. Irgendwann wird es schlicht und einfach zu teuer, dass sich Dallenwil und Wolfenschiessen je eine



Karin Schleifer: «Der Gemeindegeist hat ja auch sein Gutes. Er bringt mehr Vorteile als Nachteile.»

eigene Feuerwehr leisten. Am Anfang wird immer enger zusammengearbeitet. Wenn das gut geht, kommt die Fusion von alleine.

Bürgi: Für mich zeichnet sich die zunehmende Wichtigkeit des Kantons jetzt schon klar ab. Zum Beispiel in Fragen der Pflegefinanzierung. Da kann sich nicht mehr jede Gemeinde eine vollständige Infrastruktur leisten. Ich kann mir sogar vorstellen, dass irgendwann Grossgemeinden entstehen. Ennetbürgen, Buochs, Beckenried und Emmetten schliessen sich zusammen. Oder Wolfenschiessen, Dallenwil und Oberdorf.

Wann wird es soweit sein?

Schleifer: Das wird niemand an diesem Tisch erleben.

Flury: Der finanzielle Druck wird den Termin der Strukturbereinigungen vorgeben.

Odermatt: Bevor die Gemeinden fusionieren, werden aber mit Sicherheit Vollzugsaufgaben zusammengelegt, so wie Werner es eben aufgezeigt hat.

Natürlich gewachsene Fusion

Reinhard: So hat das bereits bei der Zusammenlegung der Schulen in Hergiswil funktioniert: Man hat über Jahre immer enger zusammengearbeitet, bis sich eine Zusammenlegung quasi von alleine ergab,.

Flury: Du sprichst den zentralen Punkt an, Klaus. Bei Fusionen sollte man nicht über Geld reden, sondern über die verbesserte Qualität bei der Zusammenarbeit. Für mich ist die Zusammenlegung der politischen Gemeinde und Schulgemeinde in Stans eine Qualitätsverbesserung, keine Geldsparmassnahme. Denn jetzt können wir für die



Moderator Christian Hug: «Wo wird Nidwalden in zwanzig Jahren stehen?»

vielen Gebäude, die Schule und Gemeinde nun gemeinsam besitzen, einen ausgewiesenen Liegenschaftsverwalter anstellen. Dieser kann die Qualität der Liegenschaftsverwaltung verbessern und uns Bürgern obendrein noch Geld sparen.

Reinhard: Bei Fusionen sind heute diejenigen die grössten Verhinderer, die im betreffenden Bereich direkt involviert sind: Die Lehrer bei einer Schulfusion oder die Feuerwehrleute bei einer Feuerwehrfusion. Fusionen wären heute wahrscheinlich einfacher durchzuführen, wenn wir die Landsgemeinde noch hätten. In Glarus geschah das Undenkbare völlig problemlos: An der Landsgemeinde stand ein junger Typ vor die Leute und schlug vor, aus den dreizehn Glarner Gemeinden drei Grossgemeinden zu fusionieren. Sein Vorschlag wurde angenommen, auch in einer zweiten Abstimmung. So gesehen würde Fusion zum Beispiel von Stans und Ennetmoos einfacher zustande kommen, wenn sich deren Gemeinderäte blendend verstehen.

Wo wird Nidwalden in zwanzig Jahren stehen? Eine erste Antwort bitte von der höchsten Nidwaldnerin.

Bürgi: Wenn man sich die Schweiz als Stadt denkt, dann haben wir uns in einem der schönsten Quartiere niedergelassen. Wir sind privilegiert, denn wir leben in einer wunderbaren Landschaft, wir sind finanzkräftig und verkehrstechnisch gut erschlossen. Dafür ist es lohnenswert, sich einzusetzen. Aber bewahren ist nur das eine. Die Zukunft planen ist das andere. Und das sollten wir so tun, dass auch die Generationen nach uns noch die Möglichkeit haben, selber Entscheide zu fällen. Und einige alte Zöpfe kann man durchaus abschneiden. Zum Beispiel die Meinung, bei uns gäbe es keine Fremden. Wir sind schon lange nicht mehr unter uns, und das werden wir in Zukunft noch viel weniger sein. Auch die Zersiedelung unseres Kantons bereitet mir Kummer: Wenn die so weitergeht, wird der Flugplatz bald als einzige Grünfläche Nidwaldens übrig bleiben.

Und den haben wir bisher noch gar nicht erwähnt...

Reinhard: Um das zu erörtern, hat der Kanton ja dieses Papier verteilt...

Für ein Nidwalden mit Zukunft – Agglomerationsprogramm Nidwalden.

Odermatt: Das Agglomerationprogramm eignet sich überhaupt nicht dazu, um über die Zukunft des Kantons zu diskutieren. Dieses Papier existiert ja nur, weil Geld vom Bund winkt. Ohne den erhofften Geldsegen hätte Nidwalden keinen Finger gerührt.

Reinhard: Hach, jetzt hast du mir die Pointe gestohlen, Leo. Es stimmt: Dieses Papier gäbe es nicht, würde der Bund dafür kein Geld bezahlen. Als die Luzerner Regierung darüber nachdachte, wie sie es anstellen müssen, um für eine Agglomerationsplanung Geld zu bekommen, haben wir sie ausgelacht. Jetzt haben wir selber eines. Alle Kantone haben ein Agglo-Programm – was immer das auch heissen mag. Nichtsdestotrotz: Man kann es als Diskussionsgrundlage nützen. Das Programm geht davon aus, dass die Bevölkerung in Nidwalden in den letzten dreissig Jahren gewachsen ist und folglich in den nächsten dreissig Jahren weiter wachsen wird. Dazu hat man einfach die Ist-Situation erfasst, und daraus hat sich der Plan quasi von alleine ergeben: Der Grossteil dieses Wachstums soll im Stanser Gebiet Bitzi stattfinden mit entsprechendem Ausbau des öffentlichen und privaten Verkehrs. Aber weil dieses Programm einzig und alleine auf Wachstum ausgerichtet ist, sehe ich da einige Probleme. Beim Flughafen zum Beispiel, dass der Kanton auf der Buochser Seite aviatiknahe Betriebe nach Nidwalden holen will, während auf der Ennetbürger Seite die Ruag von sich aus wachsen will und mit dem geplanten Hochhaus mit Gewerbeflächen vom Rüstungsbetrieb zum Immo-

bilienhändler mutiert. Beim Siedlungswachstum ist es nicht einfacher: Neue Bewohner bedingen neue Strassen und mehr Züge, was zu mehr Lärm führt, und den will niemand, nicht mal die Zugezogenen. Mit dem vorliegenden Agglomerationsprogramm würde Nidwalden städtisch, der Zug hätte Tramcharakter. Klar, man könnte die Bahn in Hergiswil unterirdisch führen und aus dem alten Trasse im Sinne einer Wertsteigerung einen Wanderweg machen, aber ich bin da skeptisch.

Odermatt: Als die Autobahn gebaut wurde, war der Jubel gross. Inzwischen haben wir gemerkt, dass die nicht nur Vorteile bringt, sondern auch Lärm und Staus und Landverbrauch. Wir müssen uns irgendwie mit diesen Auswirkungen arrangieren. Die Pionierzeiten sind vorbei, wir leben heute in den Zeiten von deren Auswirkungen. Aber man muss die Welt nicht neu erfinden. Man kann ja auch umgestalten statt neu bauen. Das passiert zurzeit in den Bürgenstock-Hotels. Wenn dort das geplante Gesundheitszentrum tatsächlich kommt, werden damit mehr Arbeitsplätze für Einheimische geschaffen, als die Wirtschaftsförderung das seit ihrer Erschaffung je vermochte. Umgestalten heisst auch, bestehende Siedlungen zu verdichten statt neue zu bauen.

Ausverkauf per Bahn?

Flury: Damit ist das Wichtigste bereits gesagt: Aus meiner Sicht ist der geplante Viertelstundentakt der Zentralbahn *e fertige Bleedsinn*. Damit öffnet sich der Kanton, wir verkaufen uns. Wenn der Viertelstundentakt 2014 tatsächlich eingeführt und die Bitzi als Bauland freigegeben wird, werden wir von Zuzüglern überrannt, und die Bitzi wird in zwei Jahren zugebaut sein. Auch das Projekt von der Ruag gefällt mir überhaupt nicht, weil dieses nur das Wachstum fördert, das von extern kommt. Die Ruag will für viele Millionen ein Hochhaus hinstellen und auswärtige Firmen holen. Das ist

zu schnell und missachtet das einheimische Gewerbe. Dabei sollten wir uns mehr auf das konzentrieren, was auf eigenem Boden wächst und dem die dafür nötige Zeit geben. Das Gebiet Rieden in Stans ist für mich eine vorbildliches Wachstums-Beispiel: Hier haben sich in den letzten zwanzig Jahren einheimische Betriebe angesiedelt, die gewachsen sind und mehr Raum brauchten. Die Stanser Genossenkorporation als Landbesitzerin hat den interessierten Firmen viel Zeit gelassen und vierstöckig gebaut, um viel Fläche auf wenig Boden zu schaffen. Die Korporation hatte auch Anfragen von Aldi und Lidl, aber die haben wir abgelehnt.

Schleifer: Wie Verena bekümmert mich, wie viel Land in den letzten dreissig Jahren verbaut wurde. Wenn das so weitergeht, sind wir in dreissig Jahren komplett zugepappt. Deshalb sollten alle, die mit Bauen zu tun haben, das Gewerbe, die Korporationen, die Gemeinden und der Kanton an einen Tisch sitzen, die Karten offen auf den Tisch legen und eine Planung machen, die den knapper werdenden Landreserven Rechnung trägt. Dieser Plan sollte dann breit diskutiert werden und auf längere Sicht gültig bleiben.

Reinhard: Es gibt da diese Geschichte von der 2000-Watt-Gesellschaft: Jeder Mensch sollte alles in allem nicht mehr als 2000 Watt Energie verbrauchen pro Jahr. Ein Durchschnitts-Schweizer verbraucht derzeit das Dreifache... In Zürich und Winterthur wurden bereits die ersten Überbauungen nach den Zielen der 2000-Watt-Gesellschaft erstellt: Die Wohnflächen sind kleiner, der private Verkehr ist eingeschränkt. Interessanterweise wurde bereits 1967 für Hergiswil die sogenannte Kneschaurek-Studie erstellt, die

prognostizierte, dass sich bis im Jahr 2000 die insgesamt überbaute Fläche auf so und so viele Quadratmeter ausdehnt und dass darin 10'000 Menschen leben würden. Heute wissen wir: Mit der Gebietsausdehnung lag die Studie richtig, sie entspricht exakt den Flächen, die heute überbaut sind. Nur wohnen auf dieser Fläche heute nicht 10'000 Menschen, sondern 5300. Wir leben also auf sprichwörtlich grossem Fuss.

Flury: Ich sage immer: Die nächsten zwei Generationen sind ganz arm dran. Sie werden sich bescheiden müssen und lernen, mit weniger zufrieden zu sein.

Reinhard: Wir haben vor fünf Jahren eine andere Studie für die Hergiswiler Seestrasse erstellt, wie man, wie Leo vorschlägt, nach innen verdichtet bauen könnte. Aber das scheiterte letztlich an den vielen Eigeninteressen der verschiedenen Parzellenbesitzer. Es ist schwierig. Was ich für die Zukunft Nidwaldens am meisten fürchte, ist, dass sich die Besiedlung unkontrolliert entwickelt und irgendwann einfach alles zugebaut ist. Da ist es durchaus eine Qualität, dass sehr viel Land heute den Korporationen gehört und diese keine Eile haben. Vielleicht werden in Zukunft just die Korporationen eine Zersiedelung verhindern.

Flury: Danke, Klaus. Das zu hören tut gut. Die Korporationen werden ja oft angegriffen, weil sie ihr Land nicht verkaufen, sondern im Baurecht vergeben. Und sie einheimische Unternehmen unterstützen, statt auswärtige reinzulassen.

Odermatt: Nidwalden wurde immer schon von einem Korporationsdenken geprägt, und das ist gut, weil es ein Nachhaltigkeitsdenken ist. Korpo-





Vier Stunden später: Ist das Wichtigste gesagt? Die Teilnehmer machen sich ein Bild von der Zukunft.

rationsdenken ist heute sehr modern, nämlich die Sorgfalt im Umgang mit den ererbten Lebensgrundlagen. Eines der besten Beispiele dafür finde ich die Entwicklung des Industriequartiers Rieden in Stans: Hier wurden über einen längeren Zeitraum einheimische Betriebe angesiedelt, keine auswärtigen Firmen, die nach zehn Jahren wieder wegziehen. Ich hoffe auch sehr, dass bis in zwanzig Jahren die Dörfer Dörfer geblieben sind und dass darin noch etwas los ist, und dass die Lebensfreude der Einwohner spürbar ist.

Niederberger: Ich glaube schon, dass die Beziehungen unter den Dorfbewohnern weiterhin gut bleiben werden. Aber wie Klaus befürchte ich, dass sich die Besiedlung unkontrolliert entwickelt. Wenn ich heute den Landsgemeindeplatz

anschaue: Einst das Epizentrum unseres Kantons, auf das wir stolz waren, ist der Platz heute völlig unbeachtet, und nur 50 Meter daneben sind einfältige Häuser gebaut worden. Das ist grauenhaft. Es gab schon in den Sechzigern Studien, wie man die Verschandelung der Landschaft verhindert, aber exakt die darin erwähnten Fehler werden in Nidwalden heute noch gemacht beziehungsweise erlaubt. Siedlungs-Entwicklungen vollziehen sich sehr langsam, deshalb müsste man umso aufmerksamer sein. Ich finde, dass genau das in Nidwalden nicht passiert: Man nimmt die Entwicklungen hin, wie sie geschehen, die Haltung ist eher defensiv. Man versucht einfach, im Fluss der Entwicklung nicht unterzugehen. Aber wer schneller sein will als der Fluss, der muss paddeln. Das heisst: Die Nidwaldner müssten das



Ruder in die Hand nehmen und selber steuern. Das bedeutet viel Arbeit, viel Dialog: im Dorf, unter den Dörfern, im Kanton und auch zusammen mit den umliegenden Kantonen. Dann muss man auch bereit sein, Eigeninteressen nicht mehr über die Interessen der Gemeinschaft zu stellen.

Reinhard: In Obwalden hat man das gemerkt.

Schleifer: Und wie soll das geschehen?

Reinhard: Es braucht Leute mit *herte Grinde*, die die Interessen der Allgemeinheit durchsetzen. Und es braucht das Bewusstsein in der Bevölkerung und bei den Machern, also den Architekten, den Planern, den Politikern.

Bürgi: Da möchte ich noch einmal auf die Politik zu sprechen kommen: Ich empfinde es als eine der guten Qualitäten unseres kleinen Kantons, dass man nicht gleicher Meinung sein muss, dass man aber einen Konsens sucht im Sinne des Allgemeinwohls. Ich stelle in letzter Zeit vermehrt Tendenzen fest, dass Politiker versuchen, Eigeninteressen durchzusetzen. Das ist eine gefährliche Entwicklung, weil sie dem übergeordneten Ziel

des Allgemeinwohls zuwiderlaufen. Das zählt auch für die Bürger, und da gehe ich mit Werner einig: Wir sollten lernen, uns zu bescheiden. Ich denke, wir sollten in Zukunft begreifen, dass wir auch mal verzichten müssen. Eine grosse Wohnung zu haben ist ja schön. Aber viel zentraler ist doch, in einer Gemeinschaft zu leben, in der mir wieder auf die Beine geholfen wird, wenn es mir mal schlecht geht, dass jemand da ist.

Flury: Damit ist schon alles gesagt: Man kann die kleinen Gemeinden sehr wohl in Frage stellen. Aber die Gemeindeautonomie muss bei einem Fusionsentscheid gewahrt bleiben. Entwicklungen lassen sich nicht aufhalten. Aber es wird für die kommende Generation eine sehr schwierige Aufgabe sein, diese in gute Bahnen zu lenken. Unsere Generation sollte sich deshalb mit aller Kraft dafür einsetzen, dass die nächste Generation genau dies tun kann.

Christian Hug ist freischaffender Journalist, Buchautor und Textor in Stans und ist mit Begeisterung Nidwaldner mit Blick über den See hinaus. Im Gespräch mit Zürichern bezeichnet er sich gerne als überzeugtes Landei.